



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Massow, W. von: Das werdende Albanien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das werdende Albanien

Von W. von Massow in Berlin



Wenn man heute über Balkanfragen spricht, muß man sich zunächst immer gegenwärtig halten, daß man sich mit Dingen beschäftigt, bei denen jeder neue Tag eine neue Überraschung bringen kann. Von vornherein hat man sich also zu sagen, daß es ganz unmöglich ist, vorauszubestimmen, wie es kommen wird. Es ist schon viel, wenn es gelingt, in dem Erkennen dessen, was kommen kann, nicht allzuweit von der Wirklichkeit oder auch nur Wahrscheinlichkeit abzuweichen. Diese Erwägung könnte vielleicht als Mittel erscheinen, um von diesen Fragen überhaupt abzuschrecken, andererseits aber berühren die Ereignisse auf dem Balkan so wichtige Interessen, die uns alle angehen, daß der Politiker sich der Notwendigkeit, sie zu erörtern, nicht entziehen kann. Es kann aber in diesem Falle nicht seines Amtes sein, den Vorhang vor der Zukunft vorwiegend lüften zu wollen; er soll vielmehr versuchen, das Bild der jeweiligen Gegenwart dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen. Damit sollen auch die Grenzen der hier gestellten Aufgabe bezeichnet sein.

Als der Krieg auf der Balkanhalbinsel ausbrach, gingen die Bemühungen der Großmächte zunächst dahin, den Status quo zu erhalten. Man hat dieses Bemühen verspottet und es als einen Beweis für die Kurzsichtigkeit der zünftigen Diplomatie angesehen, die einmal wieder nicht erkannt habe, was jedem Schulknaben in Europa auf den ersten Blick klar gewesen sei. Dieser Spott war vom Laien- und Viertischstandpunkt zwar begreiflich, in Wahrheit aber sehr unberechtigt; es wird dabei vergessen, daß es, wollte man sehr schwerwiegende Folgen verhüten, vor allem nötig war, das Gemeinsame in den politischen Absichten der Großmächte möglichst schnell auf eine bestimmte Formel zu bringen, um einen Ausgangspunkt für ein einiges Vorgehen zu gewinnen.

Grenzboten II 1918

Diese Formel konnte nur in dem Bekenntnis aller Mächte zu dem bestehenden, völkerrechtlich anerkannten Rechtszustand gefunden werden. Als sich dann die Unmöglichkeit der Erhaltung des Status quo herausgestellt hatte, waren die diplomatischen Grundlagen der weiteren Einigkeit der Mächte bereits so befestigt, daß die Zustimmung aller Mächte zu dem Grundsatz „Der Balkan den Balkanvölkern“ erlangt werden konnte. Indem sich die Großmächte diesen Grundsatz zu eigen machten — was eben nicht möglich gewesen wäre, ohne die vorherige Einigung unter der Fahne des Status quo —, trugen sie einerseits den wirklichen Geschehnissen Rechnung, anderseits wahrten sie sich ihre Mitwirkung an dem weiteren Gang der Ereignisse. In diesem Zusammenhange taucht aber auch sogleich der Gedanke auf, einen neuen Staat auf der Balkanhalbinsel zu errichten, ein unabhängiges Albanien.

* * *

Der Vorschlag hatte insofern etwas Überraschendes, als es bisher nur verhältnismäßig wenigen, in derartige Bestrebungen besonders eingeweihten Leuten zum Bewußtsein gekommen war, daß die Albanesen solche Wünsche hegten. Gewiß, jeder Gebildete hatte wohl etwas von diesem Lande und seinen Bewohnern gehört, aber die Vorstellungen, zu denen sich diese meist spärlich empfangenen Eindrücke aus Schulerinnerungen, Zeitungen und Büchern verdichteten, gingen wohl nur bei wenigen darüber hinaus, daß man es bei diesen Albanesen eigentlich mit einer recht wilden und ungemütlichen Gesellschaft zu tun habe und daß ihnen irgendwo allein zu begegnen im allgemeinen nicht ratsam sei. Die meisten Menschen sehen sich also der albanischen Frage gegenüber in der Lage, daß sie gewissermaßen in der Registratur ihrer politischen und geographischen Vorstellungen eigens ein neues Fach anlegen müssen. Wer hätte noch vor kurzem daran gedacht, daß dieses Durcheinander von blutsverwandten Stämmen, das nacheinander das enfant gâté Abdul Hamids und das enfant terrible der jungen Türkei gewesen war, plötzlich ein politisches Gemeinwesen in der Reihe der selbständigen europäischen Staaten werden solle?

Was war nun die Veranlassung, daß sich die Mächte in dieser anscheinend so unerwartet großmütigen Weise eines Volksstammes annahmen, der bisher doch nur so bescheidene Beweise seiner Fähigkeit zu einer politischen Rolle gegeben hat? Man erklärt sich das am einfachsten auf dem Wege, daß nach dem Verzicht auf den Status quo das ganze Interesse der Mächte darauf gerichtet sein mußte, die Orientfrage endlich einmal vollständig zu lösen.

Das Grundübel, das diese Angelegenheit niemals zur Ruhe kommen ließ, war die Schwäche der Türkei. Man hatte aus dieser Tatsache nur deshalb nicht das Nötige zu folgern gewagt, weil mehrere Großmächte an dem Fortbestande der Türkei ein lebhaftes Interesse hatten und durch weitere Losreißung von Gebietsteilen diesen Fortbestand gefährdet glaubten. Seit dem

letzten Russisch-türkischen Kriege hatten jedoch schärfere Beobachter allmählich die Überzeugung gewonnen, daß von einem unaufhaltbaren Verfall der Türkei, der nur durch künstliches Stützen ihres abbröckelnden Besitzstandes mühsam hingehalten werden könne, gar keine Rede sei. Freilich gehören die Türken nicht zu den Völkern, die ihre geschichtliche Aufgabe als Träger und Verbreiter einer höheren Kultur zu lösen haben. Aber sie sind ein tüchtiges, gesundes Volk, das durch eine ganze Reihe von trefflichen Charaktereigenschaften wohl noch imstande ist, auf geeignetem Boden eine dankbare und ehrenvolle politische Stellung auszufüllen. Ich habe in dieser Zeitschrift einmal in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß die Türkei erst dann „der kranke Mann“ in Europa wurde, als es der Erobererrolle, die es so lange in ausgesprochenem Gegensatz zu dem christlichen Europa und im Namen der Religion Mohammeds festzustellen versucht hatte, endgültig entsagte. Diese Entsagung, die in der Reform Mahmuds des Zweiten ihren sichtbaren Ausdruck fand, war allerdings nicht freiwillig; zu einer solchen Rolle reichte eben die Kraft nicht mehr hin. Aber diese religiöse Mission der osmanischen Eroberer — wenn man es kurz so nennen darf — war doch schon eine Überschreitung der natürlichen Kraftgrenzen, die das türkische Volk wohl vorübergehend, aber nicht auf die Dauer mißachten konnte. Das Erlahmen der durch religiöse Begeisterung entfachten und durch den Raub der Macht getragenen Erobererkraft schließt die innere Sammlung und das Wiedererstarren nationaler Kraft nicht aus. Das weniger auf den Islam als auf nationales Bewußtsein und nationale Eigentümlichkeiten gestützte Osmanentum verlor nun freilich seine Überlegenheit gegenüber den inzwischen gleichfalls national erstarkten christlichen Balkanvölkern. Aber genau in demselben Maße wurde die Türkei innerlich kräftiger. Als sie noch über Bulgaren, Serben und Rumänen herrschte, war das Reich „der kranke Mann“. Das ist anders geworden, seit dieses unnatürliche Verhältnis gelöst worden ist. Noch schleppt das osmanische Reich manches Wesensfremde mit sich herum, Formen, in die es noch nicht hineingewachsen ist. Aber die völlige Gesundung wird erleichtert, wenn es in den Bereich zurückkehrt, in den die Natur es gewiesen hat, wenn es sich, ohne fremde Mißgunst fürchten zu müssen, den seinen Kräften entsprechenden Aufgaben da widmen kann, wo seine Volksart geschlossen lebt und den ihr zusagenden Lebensbedingungen begegnet.

Das ist die Einsicht, die der Balkankrieg gebracht hat. Die europäische Türkei im alten Sinne ist fortan unmöglich und nicht mehr lebensfähig. Aber in Kleinasien und Vorderasien wird das Osmanentum wohl imstande sein, seine alte Kraft wiederzufinden und ein gesundes Volk einer zweckmäßigen, nicht mit Unmöglichkeiten beschwerten Staatsordnung und einer eigenen Kultur zuzuführen. Wenn dieser neuen Türkei der Besitz von Konstantinopel und eines zur Verteidigung der Hauptstadt notwendigen Teiles von Rumelien erhalten bleibt, so ändert diese aus bekannten politischen Rücksichten gegebene Lösung nichts daran, daß die Türkei ihren wirtschaftlichen Schwerpunkt künftig in Asien findet und

von allen den Sorgen befreit wird, die bisher wohl eigentlich die Ursache ihrer Schwäche gewesen sind. Es ist natürlich, daß diese Lösung in der Türkei selbst vorläufig mit Bitterkeit aufgenommen und als ein Zeichen des Übelwollens der Mächte gedeutet wird. Denn sie verletzt zunächst die Empfindungen, die von dem nationalen Ehrgefühl unzertrennlich sind. Aber das ist unvermeidlich nach den Niederlagen, die die Türkei nun einmal erlitten hat. Jenes nahe-
liegende Empfinden kann selbst für die befreundeten Mächte nicht maßgebend sein. Sie haben nichts anderes zu tun, als eine Lösung schaffen zu helfen, in der sich deren eigene Interessen mit denen der Türkei begegnen.

Steht es nun aber fest, daß die Herrschaft der Türkei in Europa westlich von einer vor Konstantinopel gezogenen Linie nicht mehr haltbar ist, so ist es um so mehr eine Pflicht der Großmächte, die eine endgültige Regelung der Balkanfrage herbeiführen wollen, nicht Ursachen neuer Reibungen fortbestehen zu lassen. Und solche Reibungen würden sicherlich nicht ausbleiben, wenn es den slawischen Balkanstaaten in Gemeinschaft mit Griechenland gestattet würde, das bisherige türkische Gebiet restlos aufzuteilen. Nicht etwa als ob den Südslawen und Griechen dieser Besitz nicht zu gönnen wäre; denn das landesübliche Gerede von dem ungeheuren slawischen Ball, der im Südosten als Fortsetzung der russischen Macht aufgerichtet werde, braucht man als ruhiger Beurteiler dieser Verhältnisse nicht nachzusprechen. Das Entscheidende ist vielmehr, daß in dieser neuen Ordnung der Dinge wieder ein Element der Unruhe vorhanden sein würde, das in seinen Nachwirkungen ähnliche Verhältnisse herbeiführen würde, wie sie Europa nun lange genug bis zum Überdruß ertragen hat. Und das soll eben durch ein unabhängiges Albanien verhütet werden.

*

*

*

Um die verschiedenen Ansichten über die Bewohner Albaniens und die Gründe für ihre geplante staatliche Unabhängigkeit deutlich zu machen, wird es notwendig sein, auch auf die Geschichte Albaniens einzugehen. Hierbei wird es allerdings nicht darauf ankommen, alle gelehrten Meinungen über die Herkunft der Albanesen wiederzugeben und zu würdigen; es genügt, festzustellen, daß sie Nachkommen von Stämmen sind, die schon in uralter Zeit im Lande saßen und sich durch ihre dem indogermanischen Sprachstamm zugehörnde Sprache ebenso von den Griechen wie von den späteren Einwanderern unterschieden. Demgegenüber kommt es wenig darauf an, ob alle Stämme des albanischen Volks sich zu allen Zeiten vollständige Rasseinheit bewahrt haben. Soweit fremde Elemente hinzugekommen sind, haben sie sich der albanischen Art vollkommen angepasst, so daß die Albanesen zweifellos als eine von Griechen und Slawen bestimmt zu unterscheidende Nationalität anzusehen sind. Der zweite, auch für die Gegenwart wichtige Umstand ist, daß die Vorfahren der heutigen Albanesen in dem Lande, das sie jetzt bewohnen, schon zu der Zeit saßen, als die Einwanderung der Slawen begann. Und diese mächtige Slawen-

flut, die sich über die Balkanhalbinsel ergoß und dort die ganzen Bevölkerungsverhältnisse von Grund aus veränderte, — die sogar dem lebenszähnen Hellenentum beinahe den Garaus gemacht hätte und ihm zum wenigsten eine ganz neue Blutmischung gab, die dem alten ugrisch-türkischen Volk der Bulgaren einen neuen nationalen Stempel aufdrückte und es für alle Zeiten in die Reihen der slawischen Völker hinüberführte, — diese Flut fremder Einwanderer hat nur einer Volksart nichts anzuhaben vermocht: — den Albanesen. Dabei fand keineswegs eine künstliche Absperrung statt, war durchaus nicht über einen Mangel an freundschaftlicher Gesinnung zu klagen. Aber der albanische Stolz war so mächtig und so unbeflegbar, daß in den angeborenen Instinkten dieses Volkes eine feste Schranke aufgerichtet war, die kein Zerfließen der nationalen Art vor fremden Einflüssen gestattete.

Um so merkwürdiger ist es, daß diese so fest und sicher ausgeprägte nationale Art eigentlich niemals bis jetzt dahin gelangt ist, in sich selbst das Bedürfnis nach einem eigenen Staat zu fühlen. Ein Russe, der gegen Ende des vergangenen Jahres in den Nachrichten des Petersburger Auswärtigen Amtes einen sehr beachtenswerten und für die russischen Auffassungen lehrreichen Aufsatz über Albanien veröffentlicht hat, nennt das albanische Volk „eine Masse, der jede nationale und politische Idee fremd ist und deren Zusammenleben in Stämmen und Familien einen Gegensatz zum Staatsgefühl darstellt“. Nur darf man sich freilich nicht vorstellen, daß das ganz allein auf natürlicher Charakteranlage beruht; es hat auch seine nachweisbaren äußeren Gründe. Die Nationalität der Albanesen ist nicht minder stark und häufig bedroht gewesen als die der anderen Balkanvölker, aber sie hatten zwei Vorteile vor den anderen voraus. Erstens besaßen sie in ihren Sitten und sozialen Einrichtungen eine solche Bedürfnislosigkeit und Ursprünglichkeit, daß die an sie herantretende fremde Kultur keine Lockungen für sie besaß. Zweitens war es die Unzugänglichkeit ausgedehnter Teile ihrer Heimat, die diesen abgehärteten, fast kulturlosen Stämmen immer wieder eine Zuflucht bot, wohin die Fremdherrschaft nicht dringen konnte und wollte. In unserer Zeit, die die starren Eisregionen der Polargegenden durchforscht, die in das Herz der Wüsten eindringt und sich im Innern fremder Erdteile durch keine Fieberdünste und keine Schrecken der Wildnis zurückhalten läßt, berührt es sonderbar, wenn man hört, daß es in Europa, unserem Europa ein Land gibt, das noch kein Kartograph vermessen, kein Forscher erschlossen hat. Dieses Land ist Albanien! Aus den sicheren Einöden dieser großartigen, noch unberührten Gebirgsnatur konnten diese schlichten, bedürfnislosen Menschen immer wieder in ungebändigter, ungebrochener Freiheit hervortreten, um aller Verfolgungen machthungriger Eroberer, aller Verlockungen der Außenwelt, die ihnen das Palladium ihres Volkstums hätte rauben können, zu spotten.

Nur einmal haben sie doch so etwas wie einen Staat gebildet. Das war im vierzehnten Jahrhundert, als von zwei Seiten fremde Mächte entstanden, die

sie zu erdrücken drohten. Da haben sich die Stämme zusammengetan, um ihre Freiheit ebenso gegen das von Norden andringende serbische Reich wie gegen die von Süden und Südosten mit unwiderstehlicher Kraft vorstoßenden Osmanen zu verteidigen. Aber nur ein Menschenalter später erlag Serbien selbst in der Schlacht auf dem Kossovo-Felde dem gewaltigen Sultan Murad, und nun brauste der Türkensturm auch über Albanien hin. Indessen die alten Osmanensultane, insbesondere die Nachfolger Murads des Ersten, der bekanntlich selbst in jener Schlacht nach schon erfolgtem Siege getötet wurde, waren nicht nur wilde Eroberer, sondern auch kluge Männer, die zu erkennen wußten, welchen Vorteil ihnen die als Feinde so schwer zu fassenden und gefährlichen, als Freunde so harmlosen und unbeholfenen Albanesen gewähren konnten. Die Türken begnügten sich mit dem Erfolge der äußerlichen und scheinbaren Unterwerfung Albaniens und ließen die Stämme gewähren, in richtiger Abschätzung des Charakters der Albanesen, die nun wieder in das von altersher gewohnte Glatwesen auseinanderfielen. Dieser Zustand wurde gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts noch einmal unterbrochen, diesmal nicht durch die gemeinsame Furcht der Stämme vor der Fremdherrschaft, sondern durch die Macht der Persönlichkeit und den Ehrgeiz eines genialen Menschen, wie ihn ein naturfrisches, kraftvolles Volkstum gelegentlich hervorbringt, wenn außergewöhnliche Begabung Gelegenheit findet, aus der gewohnten Umgebung herauszutreten und sich mit den Mitteln einer höheren Kultur zu vervollkommen. Dieser Mann war Georg Kastriot, dem die Türken später den Namen „Skanderbeg“ gaben, denselben, womit sie den größten Eroberer des Altertums, Alexander den Großen, zu bezeichnen pflegen. Skanderbegs Ehrgeiz, seinem geeinten Volke dauernd die Unabhängigkeit zu erringen, wurde nicht erfüllt; mit seinem Tode zerfiel seine Schöpfung. Aber es blieb dem Nationalbewußtsein der Albanesen die Erinnerung an eine Episode heldenhafter Kämpfe eingepflanzt, die ihnen ganz und gar gehörte und ein Idealbild ihrer Volksart schuf. Dieser Held, der, am Sultanshof in fremdem Glauben erzogen und von allen Vordimitteln höfischen und kriegerischen Glanzes umgeben, aus der Kraft eigener Überzeugung den Weg zum Glauben seiner Väter zurückfindet und nun mit der Mischung von Verschlagenheit und Kühnheit, die allen urwüchsigen Völkern so besonders gut gefällt, die Fahne des Freiheitskampfes entrollt, mußte um so tiefere Spuren seines Daseins hinterlassen, als er in der ganzen Geschichte Albaniens eine einzig dastehende Gestalt geblieben ist. An eine dauernde Zusammenfassung ihrer Kräfte haben die Albanesen nicht wieder gedacht.

Trotzdem ist die Skanderbegzeit in einzelnen besonderen Nachwirkungen geschichtlich bedeutungsvoll geworden. Der Widerstand Skanderbegs gegen die Türkenherrschaft wäre wohl nicht so beachtet worden, wenn er nicht gerade in die Zeit gefallen wäre, als die Eroberung von Konstantinopel die ganze abendländische Welt tief erschütterte und ihr die drohende Türkengefahr zum Bewußt-

sein brachte. So wurde der Freiheitskampf Albaniens in die Berechnungen der europäischen Politik hineingezogen. Allerdings nicht immer in einem Sinne, der den Albanesen günstig und angenehm war. Die Republik Venedig machte mit den Türken gemeinsame Sache, weil sie hoffte durch ihre Hilfe gegen Skanderbeg ihren bedrohten Besitz an der adriatischen Ostküste erhalten und sogar — auf Kosten Albaniens — vergrößern zu können. Dagegen erhielt Skanderbeg den Beistand des Papstes, der sich damals in einem politischen Gegensatz zu Venedig befand, und damit auch anderer italienischer Staaten. Schon damals wurde wohl der Grund gelegt zu engeren Beziehungen mit Italien und zu dem Vordringen des römisch-katholischen Bekenntnisses in Albanien.

Die auf den ersten Blick sehr kompliziert erscheinenden religiösen Verhältnisse Albaniens erhalten durch die Kenntnis dieser geschichtlichen Vorgänge eine einfache Erklärung. Wie die gesamte Bevölkerung der Balkanhalbinsel waren die Albanesen zunächst Befenner der griechisch-orthodoxen Kirche. Bei der Bevölkerung Südalbaniens, den sogenannten Tosken, erhielt sich dieser Bekenntnisstand, weil sie von anderen Nationalitäten fast nur Griechen unter sich sahen. Im Norden dagegen fand unter der albanischen Bevölkerung, die mit dem Namen der Gegens zusammengefaßt wird, wie erwähnt, der römische Katholizismus Aufnahme. Nachdem dazu einmal der Grund gelegt worden war, vermehrte sich die Zahl der Katholiken. In Skutari bildete sich im Laufe der Zeit eine Art von geistigem Zentrum dieses Bruchteils der Bevölkerung, der in den Städten des Nordens Handel zu treiben anfang und hierbei vielfach mit Italienern in Verbindung trat, später auch im Norden Beziehungen mit Kroatien anknüpfte.

Die Türken machten gegenüber diesen Verhältnissen nur den Grundsatz des islamitischen Rechts geltend, daß Andersgläubige keinen Grundbesitz zum Eigentum erwerben durften. Im übrigen ließen sie den Albanesen, wie schon bemerkt wurde, möglichst ihre Freiheit, und das belohnte sich dadurch, daß die in allen diesen Fragen nichts weniger als empfindsamen Albanesen den Schutz der türkischen Regierung gegenüber den ihnen äußerst unsympathischen Serben gar nicht so übel fanden und sich gern bereit finden ließen, von so bequemen Herren das Recht auf Grundbesitz durch Übertritt zum Islam zu erwerben. Das geschah besonders im Norden und Osten in den fruchtbaren Ebenen, die von der serbischen Bevölkerung allmählich durch Auswanderung infolge des türkischen Druckes geräumt wurden. Während also Süd- und Mittelialbanien griechisch-orthodox blieb, ging im Westen Nordalbaniens die Hauptmasse des Volks — namentlich in den Städten — zum Katholizismus über; gleichzeitig drang vom Osten her der Islam vor und nahm einen starken Bruchteil des Volks für sich in Anspruch. Der Islam breitete sich auch im Süden aus, gleichfalls von der Ostgrenze aus nach Westen vorrückend.

Man hätte denken sollen, daß diese religiöse Spaltung auch eine politische Spaltung unter den Albanesen herbeiführen mußte. Das war aber nicht der

Fall. Während auf der einen Seite das ausgeprägte Nationalbewußtsein alle religiösen Interessen weit in den Hintergrund schob, blieb auf der andern Seite das Interesse an einer politischen Einigung der Stämme so gering, daß die Verschiedenheit der Bekenntnisse gar keine Gelegenheit fand, irgendeine Wirkung auszuüben. Sie konnte Leute nicht trennen, die ohnehin ihren eigenen Weg gingen. Ihre Hauptbedeutung erhielten die konfessionellen Verhältnisse erst dadurch, daß die habsburgische Monarchie seit 1642 auf Grund eines besonderen Vertrages das Protektorat über die albanischen Katholiken beanspruchte, während Rußland sich als politische Vormacht zum Schutz der orthodoxen Christen betrachtete. Aber beides blieb lange Zeit hindurch gänzlich ohne politische Folgen, weil keine der albanesischen Glaubensgemeinschaften das Bedürfnis eines Glaubensprotektorates empfand.

Hiernach wird man sich bereits vorstellen können, wie sich das Verhältnis zwischen den Albanesen und der Hohen Pforte im Laufe der Jahrhunderte gestaltete. Der Mangel jedes politisch gefärbten Freiheitsgefühls bei den Albanesen machte der Pforte den Verzicht auf fühlbare Eingriffe in die Selbstbestimmung des Landes leicht und legte dafür den Gedanken nahe, die politisch so leicht zu lenkende, in ihrem Wesen aber unaustilgbare Sonderart dieser Volksstämme gegen die dem Osmanenreich viel gefährlicheren slawischen Nationalitäten auszuspielen. Dabei konnte es allerdings geschehen, daß in Zeiten der Schwäche des osmanischen Thrones eine ehrgeizige und mächtige Persönlichkeit die Herrschaft über das albanische Volk vorübergehend der Pforte aus der Hand nahm, ohne daß sich dieses Volk bei seiner politischen Indolenz dagegen gewehrt hätte. Das hat seinerzeit der berühmte Ali Pascha von Janina vermocht, dessen von wilder Romantik erfülltes Leben gewissermaßen das Vorbild des griechischen Freiheitskampfes bildete. Ali Pascha war selbst ein mohammedanischer Toske (Südalbaner), aber man würde vollständig fehlgehen, wenn man seine Herrschaft etwa als den ersten Versuch eines albanischen Nationalstaats ansähe.

Niemand aber hat es besser verstanden, die Albanesen an die Interessen des osmanischen Reiches zu fesseln, als Sultan Abdul Hamid der Zweite, der den Wert des zähen albanischen Sondergeistes in seiner völlig isolierten Stellung zwischen Griechen und Slawen ebenso richtig erkannte wie ihre politische Harmlosigkeit. Der absoluten Ehrlichkeit und Eidesstreue dieser schlicht denkenden und fühlenden Menschen gewiß, gewann es der mißtrauischte aller modernen Despoten über sich, den Schutz seiner Person in erster Linie einer Albanesengarde anzuvertrauen, und kein Volksstamm, kein Gebietsteil des weiten Reiches hat sich so außerordentlicher Gunst- und Vertrauensbeweise erfreut wie Albanien. Gerade daß dieses Verhältnis ein rein persönliches war, machte seine Stärke aus. Es beruhte auf einem vollständigen Mißverständnis, wenn man in Europa glaubte, die Albanesen seien fanatische Mohammedaner und Freunde des Attürkentums. Das waren sie nicht. Sie waren dem Mann

ergeben, der nach der Lage der Dinge, über deren Ursprung nachzuforschen ihnen im Grunde sehr gleichgültig war, die Macht und den Willen hatte, ihnen das zu gewähren, worauf sie Wert legten: ein ungestörtes Leben nach der Väter Weise und die drei einzigen Rechte, in denen sich ihnen alles verkörperte, was sie an politischen Forderungen auf dem Herzen hatten: Militärfreiheit, Steuerfreiheit und das Recht des Waffentragens.

Und gerade daran rührte mit täppischer Hand das Jungtürkenthum, das den alten Herrn, der die Treue seiner Albanesen so zu schätzen gewußt hatte, beseitigt hatte. Das alles paßte nicht in das Schema des modernen Staates, in den die Türkei, es koste was es wolle, über Nacht umgewandelt werden sollte. Nun roten sich die aufgeregten Albanesen zusammen und rüsteten sich zum Aufstande. Es hat wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie diese Naturkinder sich doch immer wieder beruhigen und nach Hause schicken lassen, wenn einer der hohen Herren aus Konstantinopel herbeieilt und mit Versprechungen hinsichtlich ihrer bescheidenen Forderungen ihnen gut zuredet. Aber das war doch bei alledem nicht mehr zu verbergen: die Albanesen waren in dem Körper der modernen Türkei ein kaum noch einzufügender Fremdkörper geworden. Denn soviel Unfertiges und Unmögliches, soviel Astatenthum diese neue Türkei auch noch in sich barg, so waren doch die Grundformen des Staatswesens so verändert, daß mit einem so sonderbar veranlagten und entwickelten Volkstum wie dem albanischen darin buchstäblich nichts anzufangen war. Daß nach dem militärischen Zusammenbruch der Türkei Albanien nicht mehr ein Bestandteil des Osmanenreichs bleiben konnte, lag für alle, die das künftige Schicksal der Balkanhalbinsel zu überlegen hatten, klar zu Tage. Wie aber standen die Albanesen nun zu den andern Balkanvölkern?

* * *

Die Fähigkeit, mit der die Albanesen der Hellenisierung und dann auch der Slawisierung widerstanden haben, könnte vielleicht den Glauben erwecken, daß sich hier ein starker nationaler Gegensatz entwickelt hat. Das ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Mit den Griechen haben sich die Albanesen immer ganz gut vertragen und sind dabei doch Albanesen geblieben. Ja, man erinnere sich einer kleinen Auserlichkeit: die albanische Nationaltracht, die Fustanella, hat ihren Siegeszug einstmals durch ganz Hellas bis zum Kap Matapan gehalten, und noch heute stolziert die Elitetruppe des griechischen Heeres, die Evzones, in Athen in albanischer Tracht einher. Auch mit den Montenegrinern haben die Albanesen keineswegs grundsätzlich unfreundlich gestanden. Die Bewohner der Zeta — so hießen im Mittelalter die Schwarzen Berge — haben einst dem tapferen Sanderbeg treulich beigestanden, und im allgemeinen sind die Montenegriner und Albanesen trotz gelegentlicher Fehden und Streitigkeiten gute Nachbarn gewesen. Die Streitigkeiten beruhten nicht auf Nationalhaß, sondern auf wirtschaftlicher Not. Die Bewohner des armen und rauhen Montenegro waren

ebenso wie die albanischen Malissoren gelegentlich auf Räubereien angewiesen. Malissoren, d. h. Gebirgsleute, nennt man die Bewohner des unzugänglichen und unwirtlichen Bergzuges, der sich durch Nordalbanien längs der montenegrinischen Grenze hinzieht, im Gegensatz zu den kultivierteren Ansiedlern im Kossovogebiet und den Bewohnern des südlichen, sanftere Formen zeigenden Berglandes, den Miriditen. Eine weitere Erklärung der Fehden gibt das den Montenegrinern und Albanesen gemeinsame Bestehen der Blutrache, einer Sitte, die ja sehr barbarisch erscheint, über die wir uns aber insofern nicht allzu heftig zu entrüsten brauchen, als sie gerade den edelsten und tüchtigsten Völkern auf einem gewissen Kulturstandpunkt eigen zu sein pflegt. Davon haben auch unsere eigenen Vorfahren keine Ausnahme gemacht und wir verdanken dieser Sitte das herrlichste und großartigste Epos unserer Nationalliteratur, das Nibelungenlied, dieses hohe Lied der Mannentreue und des aufopfernden Heldemuts. Zwischen Montenegrinern und Albanesen hat es also zeitweise Blutrache gegeben. Wurde aber die Sache zu kompliziert und zu umfangreich, dann wurde ein Strich darunter gemacht und nach einer entsprechenden Verhandlung ein „Blutfriede“ geschlossen. Dann lebten die Stämme wieder in herzlicher Eintracht; von Nationalhaß ist keine Rede.

Etwas anders gestaltete sich das Verhältnis zwischen Albanesen und Serben. Die Albanesen brachten den Serben aus Gründen, die ihren Ursprung wohl noch in der Zeit der ersten serbischen Eroberungen haben, eine an Verachtung grenzende Abneigung entgegen. Die Serben aber sahen in den Albanesen die Werkzeuge der verhaßten türkischen Herrschaft, durch deren willige Hilfe sie aus einem Teil der von ihnen einst besetzten und stets wieder beanspruchten Gebiete — im Sandschat Novibazar und Altserbien — verdrängt worden waren. Allen Anzeichen nach scheinen diese unfreundlichen Gefühle bei den Serben stärker zu sein als bei den Albanesen, was sich aus dem beiderseitigen Nationalcharakter leicht erklären läßt. Nun hat der jetzige Balkankrieg nicht nur diesen Haß bei den Serben verschärft, sondern auch die Montenegriner in die gleiche Stimmung hineingezogen. Denn die bloße Existenz der Albanesen stellt der Erfüllung dringender Wünsche der kriegführenden Balkankönigreiche starke Hindernisse entgegen. Deshalb haben die Montenegriner gewaltsame Bekämpfungsversuche albanischer Katholiken zum orthodoxen Bekenntnis angestellt, während die Serben auf ihrem Siegeszuge nach Süden die albanesische Bevölkerung, wo sie konnten, einfach niedermegestelzt. Wollte man jetzt Teile des Malissoren- und Miriditengebiets zu Montenegro schlagen, die östlichen und nordöstlichen Albanesenstämme Serbien, die Tosken Griechenland zuteilen, so würde, da die so geschaffenen Verhältnisse von den Albanesen niemals gutwillig ertragen werden könnten, der Unfriede auf dem Balkan verewigt werden, und zwar schlimmer, als es je zur Zeit der Türkenherrschaft geschehen ist. Dazu kommen die gewichtigen Gründe, die Österreich-Ungarn und Italien veranlassen, Serbien infolge seiner politischen Haltung keine politische Stellung an der Ostküste des Adriatischen Meeres zu gestatten.

Alle diese Gefahren, unter denen die europäischen Interessen allgemein leiden würden, können nur vermieden werden, wenn das hauptsächlich von Albanesen bewohnte Gebiet den Bestrebungen der Balkankönigreiche überhaupt entzogen, also zu einem unabhängigen Staat gemacht wird.

* * *

Wie soll nun dieses Albanien, das zunächst noch keinen geschichtlichen Rechtstitel für sich aufzuweisen hat, vielmehr vorerst nur ein geographischer oder vielmehr ethnographischer Begriff ist, abgegrenzt werden? Der schwierigste Teil dieser Frage ist der Absteckung der Nordgrenze, weil hier Montenegro's einzige Hoffnung auf einen Lohn für die übernommenen Kriegskosten und Serbiens Lieblings Traum von der Wiedergewinnung der alten Kernlande seiner mittelalterlichen Größe zerstört werden muß. Beide Königreiche richten ihre Blicke hoffnungsvoll nach Rußland, wo der Lärm der Panlawisten ihnen eine ähnliche Lage vortäuscht wie 1877, als Alexander der Zweite, von dem gleichen Lärm eingeschüchtert, für die Balkanlawen das Schwert zog. Aber die Lage ist doch in Wahrheit eine andere, und Rußland hat Gründe genug, die gewiß nicht aus Sentimentalität so fürsorglich hergestellte Einigkeit der Großmächte nicht zu stören. So ist denn auch die Verständigung mit Österreich-Ungarn herbeigeführt worden, daß, ebenso wie Italien und vor allem auch England, ein bestimmtes Interesse daran hat, daß der in Aussicht genommene neue Staat Albanien auch lebensfähig wird. Dazu gehört aber, daß er in seinem nördlichen Teil, wo der Kulturzustand der Malissoren ohnehin als erschwerendes Moment mitwirkt, nicht die notwendigen Stützpunkte einer städtischen Kultur, eines auswärtigen Handels und einer geordneten, entwicklungsfähigen Landwirtschaft verliert. Darum bestand namentlich Österreich mit vollem Recht darauf, daß das neue Albanien Skutari und Djakova erhalten sollte. Montenegro sollte durch Spex, Serbien durch andere eroberte Gebietsteile entschädigt werden. Dieser Lösung aber wollte Rußland im Interesse der slawischen Königreiche nicht zustimmen, bis man sich nach weiteren Verhandlungen einigte. Österreich erklärte sich damit einverstanden, daß Djakova noch an Serbien fallen sollte, wofür Rußland zugestand, daß Skutari bei Albanien bleiben sollte. Die Bestimmung der Südgrenze wird voraussichtlich nicht so viele Schwierigkeiten machen, wenn auch die Abgrenzung Griechenland vielleicht einige Schmerzen und Enttäuschungen verursachen wird. Da die Westgrenze Albaniens die adriatische Küste ist, so bleibt dann nur noch die Ostgrenze zu bestimmen, wo es leichter sein wird, den Wünschen Serbiens und Bulgariens entgegenzukommen. Schon jetzt steht fest, daß die Einigkeit der Mächte durch die albanische Frage nicht gestört wird. Früher bestand die Gefahr, daß Albanien zum Zankapfel zwischen Österreich-Ungarn und Italien werden könnte. Diese Gefahr ist beseitigt, seit Italien durch die Verstärkung seiner Stellung im Mittelmeer seit dem Tripolis-Kriege die ängstliche Sorge um seine Stellung im Adriatischen Meer hat fallen lassen.

So darf man wohl vertrauen, daß auch Montenegro seine schwere Enttäuschung über den ihm aufgenötigten Verzicht auf Skutari überwinden wird.

Wird denn aber nun wirklich der neue Staat ein lebensfähiges Gebilde sein? Das ist eine Frage, deren sichere Beantwortung erst die Zukunft bringen wird. Wenn aber schon jetzt aus der bisherigen Geschichte und Art Albaniens Schlüsse auf die Aussichtslosigkeit dieses Experiments gezogen werden, so läßt sich dem mancherlei entgegenhalten. Auch dem bisherigen Albanien — richtiger gesagt, den von Albanesen bewohnten Teilen der Wilajets Skutari, Janina, Üsküb und Monastir — fehlte es nicht an kulturfähigen und der Kultur bereits erschlossenen Gebieten. Aber diese Ansätze einer fortgeschrittenen Kultur kamen nicht der albanischen Nation zugute, sondern schlossen sich an andere Interessenzentren an, die außerhalb des gemeinsamen Volkstums lagen, so daß auch Verbindungen mit anderen Kulturländern, z. B. mit Italien und den österreichisch-ungarischen Kronländern, wo sich zahlreiche Kolonien der intelligentesten und entwicklungsfähigsten Köpfe Albaniens bildeten, für das Heimatland unwirksam blieben. Wenn aber diese bereits vorhandenen geistig und wirtschaftlich regsamsten Elemente durch die Vereinigung aller Gebietsteile Albaniens ein Feld finden, wo sie unmittelbar für ihre Heimat wirken und sich betätigen können, so ist nicht einzusehen, warum sich nicht eine kluge und glückliche Regierung finden soll, die mit dieser Hilfe und auf diesen Grundlagen und — man darf hinzufügen — mit entsprechender Geduld, Ruhe und Zähigkeit die politische Erziehung ihres Volkes in die Hand zu nehmen vermag. Das überstürzte Zurechtzimmern eines allernuesten Staatsgerüstes mit allerhand unberechtigten Voraussetzungen und Erwartungen würde allerdings Rückschläge und peinliche Eindrücke bringen, aber das wäre kein Grund, den Versuch zu unterlassen, dieses Volk, in dem noch soviel unentwickelte Tüchtigkeit, ein so vortrefflicher sittlicher Kern schlummert, einer neuen, gesunden und stetigen Entwicklung zuzuführen.

